

**HEYNE
HARD
CORE**

CHRISSIE HYNDE

RECKLESS

MEIN LEBEN

Aus dem Amerikanischen
von Kirsten Borchardt

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel RECKLESS
bei Ebury Press, an imprint of Ebury Publishing,
part of the Penguin Random House group, London.

Unter www.heyne-hardcore.de finden Sie das komplette Hardcore-Programm,
den monatlichen Newsletter sowie unser halbjährlich erscheinendes
CORE-Magazin mit Themen rund um das Hardcore-Universum.
Weitere News unter www.facebook.com/heyne.hardcore



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
EOS liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

Copyright (c) 2015 Chrissie Hynde
Copyright (c) 2015 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Jürgen Teipel
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
unter Verwendung des Original-Artworks von Two Associates
Foto Frontcover © Derek Ridgers
Foto Rückseite © Privatarchiv Chrissie Hynde
Satz: EDV-Fotosatz Huber/Verlagsservice G. Pfeifer, Germering
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN 978-3-453-27053-4
www.heyne-hardcore.de

DIE SEELE KANN NIE VON WAFFEN DURCHTRENNT,
NIE VON FEUER VERBRANNT,
NIE VON WASSER DURCHTRÄNKT,
NIE VOM WIND AUSGEDÖRRT WERDEN.

– BHAGAVAD GITA, KAPITEL 2, TEXT 24

FÜR NATALIE UND JASMIN

WENN MAN NUR LANGE GENUG LEBT,
DANN ZEIGT DAS LEBEN EINEM SCHON,
WIE MAN ES LEBEN SOLLTE.

– TONY BENNETT

INHALT

PROLOG	13
DIE WUNDERSCHÖNEN BÄUME.....	15
CUYAHOGA FALLS ... »TERRY! CHRISTY!«.....	25
RÜCKKEHR NACH AKRON	32
FUSSGÄNGER.....	36
IM BANN DER MUSIK	49
TEST, TEST ... EINS-ZWEI, EINS-ZWEI	65
SEHNSUCHT NACH DER GROSSEN WELT.....	75
DIE ORDNER DES PAUL BUTTERFIELD	84
STUDENTENLEBEN.....	94
VIER TAGE IM MAI	105
AUF NACH NORDEN	118
AUF NACH SÜDEN	128
VERDORBEN UND VERZAUBERT.....	146
HARTE JUNGS	156

ANGEZÄHLT	173
FLUCHTPLÄNE	179
LONDON, ENGLAND	183
BEIM <i>NME</i>	197
VIVIENNE UND MALCOLM	210
PARIS.	220
RÜCKKEHR NACH OHIO	234
HEISSE TAGE.	254
BOHNEN AUF TOAST	259
PUNKS UND POSER	278
LONDONER CONNECTIONS	283
LEMMY	304
SCHICKSALSTRÄCHTIGE BEGEGNUNGEN	315
IRGENDWAS IST IMMER	322
SID! SID! WAS HAST DU NUR GETAN?	331
EIN PLATZ IN DER ROCKGESCHICHTE	341
DAS ERSTE ALBUM	361
PRETENDERS	365
DER LETZTE GIG	385
DAS ENDE.	404
EPILOG	409
DANKSAGUNG	411
BILDNACHWEISE	412

PROLOG

Ich war siebenundzwanzig, als ich ihm endlich begegnete. So lange war ich schon auf der Suche gewesen, aber um ehrlich zu sein: Als der Moment gekommen war, erkannte ich ihn nicht mal sofort. Dabei standen überall an dem Weg, den ich gekommen war, große Schilder, die in genau diese Richtung deuteten; aber die sah ich erst, als ich mich umdrehte und zurückblickte. Durch seine Alchemistenkunst verwandelte ich mich schließlich von einem hässlichen Entlein in einen Schwan, flog davon und nahm ihn mit mir. Gemeinsam mit Pete und Martin segelten wir in den Sonnenuntergang, von Licht umhüllt, dessen Strahlen wir zurückwarfen.

Das ist also meine Geschichte, unsere Geschichte. Die von mir und Jimmy und allen anderen. Von all meinen verrückten Freunden (von denen einige schon nicht mehr unter uns sind).

Ich hätte sie nicht erzählen können, solange meine Eltern noch lebten; denn da hätte ich die Kraftausdrücke weglassen und jede Menge Lügen darüber erzählen müssen, was ich in der Zeit, in der ich weg war, so gemacht habe. Mom und Dad, es tut mir so leid. Ihr wart so stolz auf mich. Die eine Hälfte dieser

Geschichte bereue ich; die andere besteht hauptsächlich aus dem Lärm, den ihr so oft gehört habt.

Hier ist es also, Mädels, mein Leben – ohne Rücksicht auf Verluste.

Chrissie Hynde

London, Juni 2015

DIE WUNDERSCHÖNEN BÄUME

Das Erste, was mir einfällt, sind nicht die Gummireifen, die Autos oder die Fabriken – sondern die Bäume, und sie werden meine Erinnerung für immer beherrschen.

Am Anfang war der Kirschbaum. Er hatte auf mich gewartet. Bäume haben Persönlichkeiten; ganz feine nur, aber selbst ein Baby kann sie spüren. Das Haus stand in der Hillcrest Street – wie der Name schon sagt, oben auf der Kuppe eines Hügels. Die Straße an sich war mit roten Steinen gepflastert. Wenn ein Auto darauf entlangfuhr, dann gab es ein ganz bestimmtes Geräusch, wie ein Spanier, der das R rollt. Ich liebte dieses Rattern, und ich liebte dieses Haus, das blau gestrichen war wie so viele Häuser in Akron. Es hatte eine überdachte Vortreppe, auf der man sitzen konnte, wenn es regnete. Ich liebte auch den kleinen Teich in Onkel Harrys Garten nebenan. Vor allem aber liebte ich den Kirschbaum.

Melville und Dolores, Bud und Dee genannt, Mr. und Mrs. M.G. Hynde. Akron, Ohio: Rubber City, die Gummistadt, die Autoreifenstadt. So lauteten die verschiedenen Namen der drei Elternteile, die mich aufzogen: Vater, Mutter, Heimatstadt.

Vater: blaue Augen, Uniform der US-Marines, Mundharmonika spielend. Hob mich so hoch in die Luft, dass ich die Decke hätte berühren können.

Mutter: perfekte Fingernägel, Elizabeth-Taylor-Frisur, rot-weiß gestreiftes Kleid, makellos.

Heimatstadt: Straßen, Bäume, Bäche, die Jahreszeiten von Ohio. Alles, was ich wissen musste, habe ich von euch dreien gelernt.

Meine Mutter stammte aus Summit Lake. Ihr Vater, Jack Roberts, war Polizist in Akron gewesen. Ihre Mutter Irene, eine Näherin, spielte in der Presbyterianerkirche von Margaret Park Klavier. Es war ihr Haus, in das sie mich brachten, als meine Familie mich im September 1951 aus dem People's Hospital abholte.

Wenn man sich im Sommer in Akron vergnügen wollte, dann fuhr man nach Summit Lake, wo man ein Boot mieten oder Karussell fahren konnte. Hier trafen sich Bud und Dolores die ersten Male. Dass sie sich begegneten, war gewissermaßen zwangsläufig: Seine Schwester Ruth hatte ihren Bruder Gene geheiratet.

In späteren Jahren beschäftigte sich mein Vater viele Stunden lang mit dem Familienstammbaum der Hyndes. Nachdem ich einen Schotten geheiratet hatte, arbeitete er sich sogar durch die standesamtlichen Archive im Rathaus von Edinburgh. (Ja, da läuft er durch die Kopfsteinpflasterstraßen, mein Dad, in Bermudashorts und Hush Puppies, den Blick immer nach oben gerichtet.) »Schottland – Heimat des Golfs«, wie es so schön auf dem Geschirrhandtuch hieß, das er von mir geschenkt bekam und über seiner Werkbank in der Garage aufhängte. Wenn er dort seine eigenen Golfschläger fertigte, lief im Radio die Polizeikapelle.

»Oh, Bud, wieso hörst du das bloß?« – Meine Mutter. Sie fand jede Art von Hinterwäldlertum schrecklich.

»Also, Christy, wissen deine Nachbarn, dass ihr Schotten seid?«, fragte er jedes Mal laut, wenn er mich später in London besuchte.

»Das interessiert sie nicht, Dad. Sie sind aus Griechenland.«

Der Trend, sich mit der Herkunft der eigenen Familie zu beschäftigen, kam erst in den Siebzigerjahren auf. Vorher war es schlicht so: Wenn man nicht einer ethnischen Minderheit angehörte und beispielsweise Afrikaner, Italiener oder Jude war, dann war man einfach Amerikaner. Latinos oder Asiaten gab es bei uns im Norden nicht. Wir sahen so aus – und hörten uns auch so an – wie die Figuren aus Westernserien: *Have Gun – Will Travel*, *Tombstone Territory* oder *Westlich von Santa Fé*. (Ich konnte alle Titelsongs auswendig). Weiße Europäer. Wir hatten hier das Sagen. Erst später, mit fünfzehn, begann ich mich zu fragen, wo die Hyndes herkamen. Und die Craigs, die Roberts und die Joneses. Meinem Vater zufolge waren »die« – oder vielmehr »wir« – aus Schottland eingewandert und dann über Nova Scotia weiter nach Ohio gezogen. Seine Theorie war: »Also, eigentlich wurden wir H-Y-N-D geschrieben; das E war zuerst nur ein Schnörkel am Ende!« (Die meisten seiner Sätze begannen mit »also«.) Ich glaube, mit »Schnörkel« meinte er die verschlungene Schrift, die man früher benutzte. Diesen Satz habe ich ihn bestimmt fünfzigmal sagen hören.

Die Familie meiner Mutter stammte aus Caerphilly in Wales und hatte, wie es von walisischen Bergarbeitern zu erwarten war, Arbeit in den Kohlegruben im Süden von Ohio gefunden. »Wales? Wo zur Hölle ist das denn? Ist das überhaupt ein Land?«

Meine Großmutter Irene war adoptiert worden, ebenso wie ihre Brüder und Schwestern – Edna, Glovina und Louie. War-

um, weiß ich nicht; leider habe ich meine Mutter nie gefragt, als ich noch Gelegenheit dazu hatte.

Meine Großeltern mütterlicherseits, der Polizist und die Näherin, ließen sich scheiden. Auch hier habe ich nie nachgefragt. Damals waren Scheidungen höchst ungewöhnlich. Meine Mutter hätte sowieso nicht darüber gesprochen. Es gibt wahrscheinlich vieles, das ich nie erfahren werde, aber das ist wohl in allen Familien so.

Bevor sie heiratete, ging meine Mutter nach New York und arbeitete dort als Fotomodell. Wahrscheinlich habe ich nie richtig zu würdigen gewusst, was für ein kühner Schritt das in der damaligen Zeit für ein Mädchen gewesen sein muss. Amerika war zwar das »Land der unbegrenzten Möglichkeiten«, aber in Familien wie der unseren merkte man damals nicht viel davon. Heute verstehe ich, woher ihre Vorliebe für einen gewissen Glamour kam. Immer ultramodern. Dann wurde sie Ehefrau und Mutter, wie jede andere Frau in ihrem Umfeld auch.

Als ich acht wurde, fing sie wieder an, als Sekretärin zu arbeiten. Dennoch kochte sie stets das Abendessen und erledigte die Hausarbeit. Dass ich mich barfuß an den Tisch gesetzt hätte, kam nicht infrage. Sie führte ein strenges Regiment.

Bis zu ihrem Tod wohnte auch Oma Roberts bei uns. Sie tauschte ihre kleine Wohnung in North Hill, wo sie allein gelebt hatte, seit wir aus Hillcrest weggezogen waren, gegen ein Zimmer in unserem neuen Haus in der Stabler Road. Als ich zehn war, bekam sie beim Abendessen einen Herzinfarkt. Ein Krankenwagen kam und holte sie ab. Wir sahen sie nie wieder. Was mich dabei am meisten schockierte, war meine Mutter, die immer wieder »O Gott, o Gott, o Gott« hervorstieß. So hatte ich sie noch nie reden hören. War das schon Fluchen? Nein, das war nicht möglich. Wir durften nicht fluchen.

Meine andere Oma – Großmutter Hynde – war die letzte ihrer Generation. Sie verbrachte ihre letzten Tage in einem Altersheim mit Bingospielen. Ostern fuhren wir immer zu ihrem Haus in Tallmadge und verbrachten den Tag mit Tante Ruth und Onkel Gene und unseren doppelten Cousins und Cousinen Dave, Dick und Marianne, fünf Kinder, die sich beide Großelternpaare teilten. Nein, solche Familienverhältnisse hatten nichts mit Hinterwäldlertum zu tun. Sonst hätte sich meine Mutter nie darauf eingelassen.

Oma Hynde hörte Baseball im Radio und war eine absolute Meisterin im Lösen von Kreuzworträtseln. Damals setzte sich in den USA der neue Trend durch, dass man nicht mehr mit seinen alternden Eltern zusammen unter einem Dach wohnte. Das war nicht modern.

Mein Bruder Terry spielte Klarinette. Die Kinder in unserer Straße nannten ihn deswegen Benny, nach Benny Goodman. Später sattelte er um auf Saxophon und wurde einer der besten Saxophonisten, die ich je erlebt habe. Er ist der wahre Musiker in unserer Familie, nicht ich. Das einzige Mal, dass ich ihn in Ehrfurcht vor einem Star wie versteinert erlebte, das war, als ich ihn Neneh Cherry vorstellte: »Sie ist die Tochter von Don Cherry!« Terry brachte kaum ein Wort heraus.

Von dem Leben, das jenseits von Akrons grünem Gürtel lag – von den Lagerhäusern, Fabriken, Tälern, Bächen und Wäldern, die sich im Wandel der Jahreszeiten so dramatisch veränderten – hatte ich keine Vorstellung. Ich war der festen Überzeugung, dass jede Stadt rote gepflasterte Straßen hatte und jedes vierte Haus blau angestrichen sein musste.

So war das, als Akron der Mittelpunkt des Universums war.

Dreißig Jahre zuvor waren Akron und Washington, D.C., die am schnellsten wachsenden Städte in den USA gewesen. Washington hatte das Weiße Haus. Akron war die Gummihauptstadt der Welt, in der alle großen Reifenkonzerne ihren Sitz hatten – Goodyear, Goodrich, Firestone, General, Mohawk, Ace.

Fast jeder arbeitete in einem dieser Werke, darunter auch mein Großvater (Leonard) Hynde, der bei Goodyear Tire & Rubber beschäftigt war. Tausende von Menschen aus West Virginia zogen nach Akron, um in der Gummiindustrie Arbeit zu finden. Schließlich waren es so viele, dass man Akron die Hauptstadt von West Virginia nannte.

Wenn man in Akron die Main Street entlangging, dann hatte man entweder den würzigen Geruch von Haferflocken in der Nase, der von den Silos der Quaker-Oats-Fabrik stammte, oder den beißenden Gestank, der von einer der Gummifabriken herüberzog. Es ist dieser ganz spezielle Duft, wie er auch entsteht, wenn man mit einem frisierten Auto die Reifen durchdrehen lässt, und typisch für Akrons Blütezeit. Wir waren groß und wichtig, bekannt für unseren Gummi und das Seifenkisten-Derby, bei dem einmal im Jahr Kinder aus dem ganzen Land ihre selbst gebastelten Flitzer präsentierten und darum wetteiferten, wer am schnellsten den Hügel hinunterschoss und sich unter nationaler Anteilnahme die Trophäe sicherte.

Einerseits florierte die Industrie, andererseits gab es Richtung Süden, Osten und Westen auf Hunderten von Kilometer fruchtbares Ackerland. Die Seneca-Indianer nannten es »Ohio«, was so viel bedeutet wie »ist schöner, schöner Fluss«. Ja, Ohio: so schön.

Mein Dad besaß eine Sammlung indianischer Pfeilspitzen, die er in einer Zigarrenkiste aufbewahrte. In seiner Pfadfinder-

zeit hatte man die Jungen stets ermutigt, nach solchen Schätzen Ausschau zu halten; das stand sogar in ihrem Handbuch.

Zu jeder Pfeilspitze gab es einen kleinen Zettel, auf dem genau stand, an welcher Stelle im Tal des Cuyahoga River er sie gefunden hatte. Erie-, Seneca- und andere Stämme von Ohio-Indianern hatten hier ihre Kanus über ein Gebiet transportiert, das zur Zeit meines Vaters als indianische Begräbnisstätte galt. (Ja, ich weiß, heute sagt man nicht mehr »Indianer«, aber damals war das die gängige Bezeichnung.)

Auch viele Amish und Mennoniten ließen sich in Ohio nieder. Da sie ihre Farmen aber vor allem in Pennsylvania betrieben, bezeichnete man sie oft als Pennsylvania-Holländer, obwohl sie eigentlich deutscher Herkunft waren. Sie benutzten keine Elektrizität oder andere technische Dinge. Die Männer trugen Vollbärte, niemals jedoch Schnurbärte, da das ans Militär erinnerte und sie überzeugte Pazifisten waren. Selbst Knöpfe waren verboten, da Knöpfe ebenfalls mit dem Militär in Verbindung gebracht wurden. Sie waren ein vertrauter Anblick in ihren einfachen schwarzen Kutschen, gezogen von schlichten braunen Pferden, die auch vor den Pflug gespannt werden konnten; alles wurde mit Pferdestärken betrieben. Es war aufregend, einen Pferdewagen der Amish zu sehen, wenn wir mit der Familie einen unserer Ausflüge aufs Land machten, um je nach Jahreszeit direkt beim Erzeuger Tomaten, Äpfel oder Maiskolben zu kaufen.

Wie seltsam kamen sie mir vor, wenn ich mit meinen modernen Eltern in unserem modernen Cabrio an ihnen vorüberfuhr und ihre altmodische Kleidung sah – Frauen und Mädchen in langen Kleidern, mit Puffärmeln und weißen Hauben, die Männer und Jungen mit Hosenträgern, die ihre grob gewebten Tuchhosen festhielten. Als seien sie Statisten in einem Film über die Pionierzeit.

Daran hat sich bis heute nichts geändert. Man sieht noch immer ihre Pferdewagen, die wie Ameisen auf schmalen Brücken einen zwölfspurigen Highway überqueren, auf dem Lkws und Autos dahinrasen. Die Amish gehen ihren Geschäften genauso nach wie damals, als ihnen die ländliche Umgebung noch einen Zufluchtsort bot, wo sie ihrem streng geordneten Leben ungestört nachgehen konnten. Unbeirrbar halten sie an Familie und Gemeinschaft fest und bleiben ihren Überzeugungen und Werten sichtbar treu. Ein einziger Tag genügt ihnen, um eine Scheune aufzubauen, weswegen man sie gern mit der Errichtung von Außengebäuden beauftragt. Ohne die Amish wäre Ohio nicht Ohio.

Frank Silberling, der Gründer der Reifenfirma Goodyear Tire & Rubber, ließ sich 1912 im Westen von Akron auf einem achtundzwanzig Hektar großen Waldgrundstück einen Landsitz im englischen Tudorstil errichten – das zwölfgrößte Haus in ganz Amerika, das er Stan Hywet Hall nannte. Es inspirierte viele weitere Tudor-Nachbauten am Portage Path (benannt nach dem Pfad, über den die Indianer ihre Kanus transportiert hatten), an der eleganten Merriman Avenue und den umliegenden Vierteln, in denen alle Straßen nach englischen Orten benannt sind – Mayfair, Hereford, Wye, Eton, Edgerton, Dorset, Hampshire, Wiltshire. Das fiel mir allerdings erst auf, als ich viele Jahre später wieder in meine Heimatstadt zurückkehrte.

Jede Stadt in Ohio hatte einen Bahnhof: Cleveland, Columbus, Cincinnati, Dayton, Toledo, Sandusky und Youngstown, sogar kleinere Städte wie Seneca, Barberton, Lodi, Lorraine und der Rest.

Es gab mal eine Zeit, da hatte Amerika das beste Eisenbahnnetz der Welt; höchstwahrscheinlich, weil viele der Männer, die es gebaut hatten, die meiste Zeit an ihre Kollegen gekettet waren

und weder Feierabend noch Wochenende kannten. Mit den Standardspur-Gleisen, die schon bald durch ganz Amerika führten, zogen sich auch viele musikalische Spuren durch das Land, denn die Arbeiter schleppten nicht nur ihre schweren Ketten mit sich, sie sangen auch. Die Sklaven hinterließen uns also Spuren unterschiedlichster Art.

Ende der Fünfziger war das ausgedehnte Netz für den Passagierverkehr allerdings ebenso Geschichte wie die verschiedenen Indianervölker – ohne die Musik wäre heute von der ganzen harten Arbeit nicht mehr viel übrig.

Die Jahreszeiten in Ohio waren wirklich so wie im Kalender. Sommer: heiß und träge, voll pulsierendem Leben, intensiv und grün. Herbst: zuerst zögerlich, mit schieferfarbenem Himmel und Blättern, die scharlachrot und golden von den Bäumen fielen und den Boden wie ein Indianerplaid bedeckten. Winter: hart, mit dem ersten Schnee, der wie ein frisches Laken aussah, das über die Häuser geworfen wurde, um sie bis zum Frühjahr einzulagern. Wir hatten immer weiße Weihnachten.

Dann kam der Frühling, voller Blüten, Vogelgesang und süß duftendem, frischem Wind. In Formationen von beinahe militärischer Präzision flogen Gänse über uns hinweg und verschwanden wieder. »Kanadagänse«, erinnerte uns mein Dad regelmäßig. »Die Leute sagen immer ›kanadische Gänse‹, dabei sind es Kanadagänse!«

Tante Binny, Oma Roberts Schwester, wohnte mit Onkel Harry ebenfalls in der Hillcrest Street, direkt neben uns. Onkel Harry pflegte seine Tomatenpflanzen im Sonnenlicht, während ich den Fischen zusah, die in seinem Teich schwammen und schimmerten. Tante Binny bastelte uns Handpuppen aus Socken, die richtige kleine Kunstwerke waren. Ich ging wahn-

sinnig gern zu den beiden rüber, weil ich wusste, wo sie ihren Vorrat an Beeman's Kaugummi aufbewahrten: in der obersten Schublade vom Sideboard im Esszimmer.

Die Häuser von Akron rochen nach Holzpolitur, Bügelwäsche und Rhabarberkuchen, und sie erschienen wie die Fundamente der Zivilisation. Doch diese Fundamente wankten, denn unsere Häuser standen dem Fortschritt im Weg. Wir mussten umziehen.

Das hieß jedoch nicht, dass wir aus unseren Häusern auszogen, vielmehr zogen wir *mit* ihnen um. Alle Gebäude, die dem neuen Expressway im Weg standen, der gerade dabei war, das Land zu erobern, wurden auf Sattelschlepper verladen und weggebracht. Dahin, wo sie das neue Amerika nicht behinderten.

Für Akron als Stadt war es der Anfang vom Ende. Plötzlich waren da Gräben, wo vorher Häuser gestanden hatten, und nasse Tonerde wurde an die Oberfläche gewühlt, sodass man sie sehen und riechen konnte. Selbst als kleines Kind empfand ich das als falsch.

Der Teich und der Kirschbaum wurden den Bulldozern überlassen. Mein Kirschbaum. Teile des roten Pflasters wurden weggerissen, und die Straßen endeten nun plötzlich an Metallgittern. Sie waren zu Sackgassen geworden. Die andere Hälfte befand sich auf der anderen Seite der Betonstrecke, abgetrennt wie ein Wurm, der sich noch krümmte. Straßen, Häuser, Menschen und Gemeinschaften standen diesen »städtebaulichen Verbesserungsmaßnahmen« schlicht im Weg – sie waren unwichtig neben den endlosen Asphaltkilometern, die Amerika schon bald verschlingen sollten.

CUYAHOGA FALLS ... »TERRY! CHRISTY!«

Als mein Dad noch im Dienst der Marines stand, waren wir ihm an seine Einsatzorte nach North Carolina und Florida gefolgt. Nach seinem Ausscheiden zogen wir in die 8th Street von Cuyahoga Falls, einen Steinwurf von Akron entfernt. Dad erzählte weiterhin stolz von der Zeit, als er seinem Land gedient und sich dabei dreimal Malaria eingefangen hatte. Bei seinem Einsatz auf Guadalcanal im Pazifik war er doch tatsächlich mit »Fremden« in Kontakt gekommen. Für uns andere sollte es noch ein paar Jahre dauern, bevor wir ein Leben außerhalb der Grenzen in Erwägung zogen, die unsere Welt bestimmten – ein Leben außerhalb Ohios, ein Leben jenseits dessen, worüber das *LIFE*-Magazin berichtete. Wir waren die Norm, der Durchschnitt, der Goldstandard.

Dad bekam einen Job bei der Telefongesellschaft Ohio Bell, der er für den Rest seines Arbeitslebens die Treue hielt. An seiner Golfmütze oder dem Angelhut steckte immer ein »Gelbe Seiten«-Badge. »Oh, Bud, setz doch den albernen Hut ab!« – solche Bitten schallten oft durch unser Haus.

Die Familie zog dorthin, wo der Hauptverdiener gerade seinen Einsatzort hatte; das stellte man nie auch nur einen Augenblick lang infrage. Einen Standpunkt wie »Cleveland? Da will ich nicht hin, da kannst du allein hingehen« ließ das amerikanische Bewusstsein noch nicht zu. Darauf kam meine Generation erst später. Ich ganz besonders.

Terry fand neue Freunde, mit denen er in den Gärten hinter den Häusern spielte. Sie bauten sich Baumhäuser und trugen Davy-Crockett-Mützen mit Waschbärschwanz. Auf unseren Betten lagen Überwürfe mit Lassomuster, und zum Standardspielzeug gehörte neben Cowboyhüten, Revolvern und Pistolengurten oft auch ein Indianerkopfschmuck. Wenn man mich fragte, erklärte ich sofort, später mal Cowgirl werden zu wollen.

Einmal, als Badezeit war, fand meine Mutter eine fremde Kette in meiner Tasche. Auf ihre Fragen hin gab ich zu, dass sie Patty Bordeman gehörte, die in der Nähe wohnte. Mir wurde erklärt, dass ich sie gestohlen hatte und am nächsten Tag zurückgeben musste. Zwar wusste ich noch nicht, was Stehlen war, aber so, wie es sich anhörte, hatte ich offenbar etwas ganz Schlimmes getan.

Also ging ich unter den wachsamen Augen meiner Mutter durch die Gärten zu Bordemans, deren Hintertür sich allerdings auf der abgewandten Seite des Hauses befand. Daher wusste ich genau, dass Mom gar nicht sehen konnte, ob jemand an die Tür kam oder nicht. Ich war mir ziemlich sicher, dass ich Mrs. Bordeman nichts von meinem »Stehlen« erzählen wollte, und daher tat ich so, als würde ich anklopfen, wartete ein paar Sekunden, gab die Kette scheinbar zurück und lief wieder nach Hause.

Das war möglicherweise das einzige Mal, dass es mir gelang, meine Mutter zu überlisten.

Davon abgesehen war das Leben frei von traumatischen Erlebnissen. Von einer Sache abgesehen: dem Ofen im Keller. Er hatte ein Gesicht und jagte mir eine Höllenangst ein. Um mir zu zeigen, dass alles ganz ungefährlich war, nahm mich mein Vater mit nach unten, stellte mich direkt vor das scheußliche Ding und rief: »Okay, Dee!« Daraufhin schaltete meine Mutter den Thermostat an, und wir sahen zu, wie die Zündung ansprang und es im Innern zu glühen begann. Aber egal, wie oft sie es mir erklärten, ich hatte weiterhin furchtbare Angst vor dem, was ich den »Höllöfen« nannte.

Davon handelte auch mein erster Albtraum – dass dieses Monster in einen Raum kam, wo Terry und Dad und ich vor dem Fernseher saßen. Weißer und rosa Zuckerguss war über sein ganzes Gesicht verschmiert. Danach traute ich mich nie wieder allein ins Fernsehzimmer. Wenn ich die Kindersendung *Captain Penny* gucken wollte und Terry noch draußen spielte, Dad zur Arbeit war und Mom sich im oberen Stockwerk aufhielt, dann rannte ich wie der Blitz die Treppe hinunter, schaltete das Gerät an und verzog mich sofort wieder nach oben auf den Treppenabsatz, wo ich mich in Weglaufposition duckte.

Wie allen Kindern, die oft unter Ohrenscherzen und Heiserkeit litten, sollten auch mir die Mandeln herausgenommen werden. Die Krankenschwester sagte meiner Mutter, dass ich mich weigerte, zur Toilette zu gehen. Also wartete ich, bis sie das Zimmer verließ, kletterte über das Bettgitter und zeigte meiner Mutter, welchen Weg ich genommen hatte, um ungesehen »auf die Tö« zu kommen. Am nächsten Tag packte Mom meine Kleidung in eine Papiertüte und schmuggelte mich aus dem Krankenhaus, bevor ich unters Messer kam; der Termin war verscho-

ben worden, weil ich wieder eine Mandelentzündung hatte. Ich bekam Dumbo, den Elefanten, als Plüschtier und einen kleinen Hund für meine Ginny-Puppe – Trostgeschenke, weil ich krank war. Die Mandeloperation fand nie statt.

Ich entdeckte, dass ich ein Glas mit den Zähnen kaputt machen konnte, wenn ich fest genug zubiss: »Bud, komm schnell, sie hat's schon wieder getan!« Auch Bleistifte waren vor mir nicht sicher, nachdem ich erst mal wusste, dass sie irgendwann brauchen, wenn ich sie weit genug durchbog.

Von Serienkillern sagt man ja, dass sie dazu neigen, in ihrer Kindheit Tiere zu quälen. Falls Wendy O. Williams und ich typische Beispiele für die Gattung Rocksängerin sind, dann zeichnen wir uns offenbar dadurch aus, dass wir in unserer Kindheit gern Sachen kaputt machen.

Ich ging auch gern nach nebenan zu Timmy Porter. Gemeinsam schlichen wir uns in die Garage seines Dads und pinkelten in der Ecke auf den Kies. Egal, wie gut wir unsere Taten zu verheimlichen glaubten, merkten unsere Eltern doch irgendwie alles, und auch diese Sache kam heraus. Zu meiner Überraschung bekamen wir allerdings keinen großen Ärger. Vielleicht dachten sie, dass wir gar nicht wussten, dass man so was nicht tat, schließlich waren wir erst drei. Wir wussten das sehr wohl, aber wir pinkelten einfach gern dorthin.

Jahre später erfuhr ich, dass Timmy Porter in Vietnam gefallen war.

Man konnte über den Haushalt der Hyndes alles Mögliche sagen, aber eines nicht: Er war in keiner Hinsicht altmodisch. Es gab keine Zierdeckchen oder Kitsch aus der Pionierzeit. Niemals. Für Dolores Hynde mussten es Drahtskulpturen und Miró-Motive sein.

Daher war unser nächstes Haus, als mein Dad von Ohio Bell nach Cleveland versetzt wurde, ein Bungalow an der Sherborn Road von Parma Heights – neu und modern mit Holzfassade, Golfrasen, sorgsam aufeinander abgestimmten Stauden und roten Geranien. In der Auffahrt stand ein schwarzer Ford Fairlane Cabrio, der an den Seiten mit goldenen Blitzen verziert war und richtigen Hollywood-Glamour versprühte.

Es war 1958, und die Welt war in Ordnung. Nicht einmal auf den Seiten des *LIFE*-Magazins ging es so typisch amerikanisch zu wie bei uns zu Hause: Lippenstifte von Coty, Erinnerungsstücke vom Marine Corps, Bowling-Pokale, Steve Allen und Jackie Gleason. Das war Ohio. Das war das Herz der Nation, nach vorn gewandt und voller Möglichkeiten, Gelegenheiten und Flair.

Meine Eltern waren die typischen Jungverheirateten; beide aus alteingesessenen Familien Akrons. Für höhere Bildung war weder Zeit noch Geld da gewesen, also orientierten sie sich, was Lebensart betraf, an dem, was Zeitschriften wie *LIFE*, *Saturday Evening Post* oder *Look* vorgaben. Dadurch, dass mein Dad bei der Telefongesellschaft arbeitete, hatten wir sogar im Keller und in der Garage ein Telefon. Das hatte sonst niemand.

Die Vereinigten Staaten gingen dem Westen voran. Alle auf der ganzen Welt wollten so sein wie wir. Wir hatten Frank Sinatra und Elvis. Wir hatten Marilyn Monroe und James Dean. Alle wollten an unserer Seite sein, als wir unseren Platz an der Sonne einnahmen. Sie wussten alles über uns, aber wir wussten nichts über sie.

Am Tag unseres Umzugs nach Parma Heights, als die Kartons noch aus dem Mayflower-Lastwagen geladen wurden, ging ich nebenan in die Garage von Colleen McMonagle. Sie war in meinem Alter. Und wie wir schnell merkten, hatten wir eine Menge gemeinsam.

Unsere Interessen waren damals noch recht schlicht: Am liebsten malten wir Pferde. Dabei lagen wir ausgestreckt auf dem Fußboden und sangen lauthals improvisierte Fernsehmelodien, die unseren Soundtrack zum wilden Ausmalen der durchgehenden Pferdeherden bildeten ... DAM dam, DAM dam, DAM dam, DAM dam, DAM dam, DAAAAAMMMMM!

Wir malten grasende Pferde, ruhende Pferde mit untergeschlagenen Beinen und Schützern über den empfindlichen Gelenken, galoppierende Pferde, trabende Pferde, springende Pferde. Und besonders gern malten wir Pferde, die sich aufbäumten.

Zu unseren Lieblingsbeschäftigungen zählte neben Malen und Baumhausbauen das Spiel »Verlaufen«, das ich mir ausgedacht hatte, und das ging so: Ich überredete eine Freundin, mit mir gemeinsam so weit von unserer Siedlung in den Wald zu laufen, bis wir den Rückweg nicht mehr fanden und uns ein kleiner Schauer von Angst und Panik überkam, der uns aufregend kribblig das Blut in den Adern pochen ließ.

Wir lebten in einer Welt, in der Sorgen um die eigene Sicherheit völlig unbekannt waren. Solche Ängste waren so fremdartig wie die Vorstellung, dass eines Tages eine fliegende Untertasse in unserem Garten landete. Wir lebten frei von jeglichen Bedrohungen, hatten genug zu essen, ein warmes Zuhause und jemanden, der sich um uns kümmerte. Wir waren die Letzten einer aussterbenden Art.

Wir spielten Baseball ohne Regeln, ohne dass der Ball gefangen werden musste – doch nicht bei den Mädchen! Wir drosten einfach auf den Ball ein und sahen ihm nach, wie er über die Gärten flog. Die Jungs hingegen hatten Regeln und betrieben das Spiel mit großem Ernst.

Beim Fahrradfahren begleiteten uns das ständige Brummen der Rasenmäher und das Summen der Hitze und der Insekten.

Ich steckte Baseballkarten in die Speichen, damit sie ein lautes Knattern von sich gaben, wenn ich Fahrt aufnahm. In den Teichen der Umgebung fingen wir Guppys, Elritzen und Frösche.

Wenn wir das näher kommende Klingeln des Eiswagens hörten, fing unser Herz an zu klopfen. Aus den Holzstäbchen vom Stieleis bastelten wir uns Speere, indem wir sie an der Bürgersteigkante schärften.

Kleider oder anderen Mädchenkram trugen wir nie, außer zur Kirche oder zur Schule. Lieber Ringel-T-Shirts und Cordhosen mit dehnbarem Bund. Es sollte noch ein paar Jahre dauern, bis das ganze Land Bluejeans trug. Bevor die Hippies kamen, war das lediglich etwas für Landarbeiter. Selbst die Beatniks trugen Stoffhosen zu ihren Rollkragenpullovern, keine Jeans. Jazzmusiker standen auf Chinohosen. Marilyn Monroe hatte in einem Film einmal eine Jeans an, James Dean und Marlon Brando auch. Ich hätte das nie gedurft.

Die Welt hielt jede Menge Möglichkeiten für uns bereit und schien alles zu versprechen. Niemand wollte uns wehtun. Für uns war das Gefühl von Sicherheit normal. Ich rannte zwischen den Häusern umher, der Boden blinkend vom Tau und übersät mit den Blüten wilder Apfelbäume. Das Leben roch herrlich.

Jedes fünfte Haus sah gleich aus; das war in unserer Straße und überhaupt im ganzen Viertel so. Alles in bester Absicht gebaut. Mom rief über die Gärten: »Terry! Christy! Christy! Terry!«

Dann wurde mein Dad wieder versetzt – zurück nach Akron.

RÜCKKEHR NACH AKRON

Mit acht kam ich in die Fairlawn Elementary School, und der erste Tag als »die Neue« wurde mir von der Gewissheit ruiniert, dass ich nie in der Lage sein würde, Worte wie »people« oder »Wednesday« richtig zu schreiben.

In den Pausen drehte ich mit Lolly Reyant und Sally Bittaker (meinen Freundinnen, die ebenso pferdeverrückt waren wie ich) dafür völlig durch. Schon die Unterrichtsstunden verbrachten wir damit, unsere Pferdeidentitäten zeichnend zu verfeinern. Draußen auf dem Hof verwandelten wir uns nun entsprechend, gallopierten in vollem Lauf dahin und sprangen über Hecken und Zäune. Wir waren »die Herde«.

Lolly war Tan Topper, ein brauner Hengst mit einer weißen Fessel am Vorderbein und einer Blesse von der Stirnlocke bis zum Maul. Sally war Don Juan Ed, ein Apfelschimmel-Wallach. Und ich war Royal Miss, eine Fuchsstute mit zwei weißen Fesseln und einer sternförmigen Blesse. Wir trabten, gallopierten, schnaubten und tänzelten, bäumten uns auf und traten zur Seite, gallopierten an und sprangen, setzten über Büsche und Mauern und scheuten nie. Dabei nutzten wir vorsichtig die gan-

ze Breite des Schulhofs, hielten uns aber von der Ecke fern, in der die anderen Mädchen aus unserer Klasse den Jungen dabei zusahen, wie sie Kickball spielten.

An einem Sommertag, als unsere Eltern beim Bowling waren, sah ich ein paar von Terrys Freunden die Stabler Road heraufkommen und hatte eine Idee, wie ich ihn erschrecken konnte. Andere zu erschrecken war damals geradezu ein Hobby von mir.

Ich schlich mich nach draußen, fing seine Freunde ab und bat sie, das Haus zu umstellen und zu warten, bis ich wieder drin war. Wenn sie mich dann schreien hörten, sollten sie so laut wie möglich gegen unsere Sprossenfenster trommeln. Als ich davon ausgehen konnte, dass sie ihre Position eingenommen hatten, stieß ich einen Schrei aus, der *The Twilight Zone* alle Ehre gemacht hätte, das ganze Haus erzittern ließ und wie geplant eine wilde Trommelattacke auslöste.

Bei anderer Gelegenheit sah ich Terry mal an der Garagenmauer sitzen und ein *Mad*-Heft lesen – direkt unter der Milchklappe, die bei uns in der Garagenwand eingelassen war. Ich schlich in die Garage, öffnete die Klappe und ließ einen Stein auf seinen Kopf fallen. Terry trug sogar eine kleine Wunde davon. Dieses Mal war ich wirklich zu weit gegangen. Es tat mir hinterher echt leid. Von Natur aus neige ich überhaupt nicht zu Gewalt, aber einer so perfekten Gelegenheit konnte ich einfach nicht widerstehen.

Bevor ich ins Bett ging, hielt ich mein »Jesus lebt«-Kreuz aus Plastik in die Nähe einer Glühbirne, damit es im Dunkeln leuchtete. Dennoch hielt ich mich nicht für religiös, und ich dachte auch nicht darüber nach, ob ich gläubig war oder nicht. Aber wenn man auch nur einen Funken Aufsässigkeit oder Solidarität in sich spürt, dann muss man sich doch einfach für je-

manden begeistern, der mit den Ausgestoßenen der Gesellschaft rumhängt und die Kranken heilt. Am besten gefiel mir die Geschichte, wie er die Händler aus dem Tempel wirft – weil sie zeigte, dass selbst Jesus richtig ausrasten konnte, wenn er in Zorn geriet.

Ich verbrachte viel Zeit im Wald, und daher war mir vollkommen klar, dass auf der Welt transzendente Kräfte am Werk sein mussten. Selbst ein Kind konnte erkennen, dass die Dinge nicht einfach aus dem Nichts entstanden. Eines Nachmittags, als ich in den Himmel starrte und davon träumte, wie ich das Pferd striegelte, das ich eines Tages haben würde, es aufzäumte und mit ihm über Zäune sprang, durchzuckte meine Fantasien ein unvertrautes Gefühl des Erschreckens: Ich fing an, Pferde mehr zu lieben als Gott. Und ich wusste schon mit acht Jahren: so was muss ich im Zaum halten.

Dianne Athey war in der Schule eine Klasse unter mir. Wir trafen uns in der Lutheraner-Kirche, wo wir oft bei den Predigten im Chor saßen und vor unterdrücktem Lachen fast erstickten. Im Sommer schwangen wir an dem Trapez im Garten ihrer Eltern hin und her. Und auch wenn ich bei allen akrobatischen Übungen nur die zweite Geige spielte, so übernahm ich doch rücksichtslos die Führung, sobald es um Harmonien und um Stücke für unser musikalisches Repertoire ging: A-cappella-Fassungen der Kool-Aid-Werbemelodie oder »Foolish Little Girl«.

Der große Durchbruch im Showbusiness ließ zwar noch auf sich warten, aber als ich zu Ostern eine Bariton-Ukulele und das Akkord-Buch von Mel Bay bekam, wurde es so langsam ernst. Dianne besaß bereits eine Gitarre, und wenig später hatten wir ein paar erste Sachen beisammen. Nichts Aufregendes – »Four

Strong Winds« und die Titelmelodie der Kindersendung *Barnaby* aus dem dritten Programm. So was halt. Ziemlicher Schrott.

Mein Dad spielte Mundharmonika, und manchmal nahm ich mir das Instrument heimlich vom Regal und probierte mich selbst daran aus. Als »Wild Thing« ein paar Jahre später die Charts stürmte, konnte ich das Okarina-Solo ziemlich schnell für die Mundharmonika umwandeln, kein Problem. Damit ich nebenbei noch Ukulele spielen konnte, bastelte ich mir aus einem Kleiderbügel eine Konstruktion, die ein bisschen wie Bob Dylans Mundharmonika-Halter aussah.

In den neuen Discount-Märkten, in denen meine Eltern ihre Lebensmittel kauften, gab es meist auch eine Schallplattenabteilung. Dort sah ich zum ersten Mal »I Want To Hold Your Hand« und starrte die Platte eine halbe Stunde lang fasziniert an. Zwar kannte ich den Titel aus dem Radio, aber die langen Haare und die Pierre-Cardin-Anzüge auf dem Cover hauten mich um. So eine Band hatte ich noch nie gesehen. Überhaupt hatte ich noch nie eine Band aus England zu Gesicht bekommen.

Das war ein großer Wendepunkt. Sofort legte ich meine Bariton-Ukulele beiseite und holte mir eine Akustikgitarre mit Nylonsaiten und irrsinnig breitem Hals. Auf der Kopfplatte stand »Zim Gar«. Ich konnte nicht zu Platten spielen, dazu war ich nicht gut genug, aber ich lernte drei Akkorde, zu denen ich eigene Melodien entwickeln konnte. Als Erstes verfasste ich eine musikalische Liebesbotschaft an Paul McCartney, und ich stellte fest, dass mir das Singen enorm leicht fiel, solange ich dazu klampfte.

FUSSGÄNGER

In der Litchfield Junior High School lernte ich Nita Lee kennen, als wir beide nachsitzen mussten. Sie war schlank und langgliedrig und strich ihr platinblondes, gescheiteltes Haar immer nur gerade so weit aus dem Gesicht, dass man ihre gramerfüllte Miene und die dunklen Ringe unter den traurigen Augen erkennen konnte. In ihrer zerbrechlichen Schönheit war sie ganz anders als die anderen Litchfield-Argonauten, die durch die Schulflure trampelten; außerdem sprach sie fremde Sprachen, die nur sie selbst verstand.

Uns beide verband, dass wir nicht an den Dingen interessiert waren, mit denen sich die »beliebten« Kids beschäftigten, also zum Beispiel, gute oder zumindest annehmbare Zensuren zu bekommen, sich mit Jungs zu verabreden, hässliche Collegeschuhe zu tragen oder was auch sonst immer bei denen angesagt war. Wir wollten nicht so sein wie die, und das konnte man schon daran erkennen, dass wir eindeutig die bessere Musik hörten.

Noch war uns nicht klar, was »Unangepasstheit« eigentlich war; auch wenn es nicht mehr lange dauern sollte, bis dieser Begriff zum Schlagwort für unsere ganze Generation wurde. Trotzdem waren wir schon jetzt nicht mehr angepasst. Für meine Eltern kam Nita wahrscheinlich aus der falschen Gegend.

Zwar waren sie keine Snobs, aber dennoch bemüht, hinsichtlich ihrer sozialen Stellung auf keinen Fall hinter den Nachbarn zurückzubleiben; eine Haltung, der man in der amerikanischen Provinz häufig begegnete.

Bald zählte in unserer Welt nur noch die Musik. Wir nähten uns Kleider mit hoher Taille im Empire-Stil, Hemden mit Nehru-Kragen und mit Paisley-Stoff abgesetzte Schlaghosen. Nita hatte Platten mit alter Hollywood-Filmmusik und bekam jedes Mal Verzückungsanfälle, wenn sie Geigen hörte. Mir ging es bei E-Gitarren so.

Aber was uns wirklich von den anderen unterschied, abgesehen von unserer Leidenschaft fürs Nähen, war die Tatsache, dass wir gern zu Fuß gingen. Unsere Lieblingsbeschäftigung war es, bis ins Stadtzentrum nach Downtown Akron zu laufen. Das dauerte von Litchfield ein paar Stunden, aber das störte uns nicht. Schließlich hatten wir sonst nichts zu tun. Für alles, was mit der Schule verbunden war, interessierten wir uns überhaupt nicht. Wir gingen zu Fuß, unterhielten uns dabei und philosophierten.

Unsere Ausflüge entlang der West Market Street waren echte Abenteuer. Wir nahmen jedes Haus und jede rot gepflasterte Straße genau unter die Lupe, diskutierten über ihre Geschichte und über die ganze Welt und überlegten uns, was es außerhalb von Akron wohl so alles geben mochte – wie zum Beispiel englische Bands und Mädchen, die wie Jean Shrimpton aussahen.

Wenn wir dann unser Ziel erreicht hatten – die Kreuzung von Market Street und Main Street –, bummelten wir durch die beiden großen Kaufhäuser, Polsky's und O'Neil's, die immer noch die einst so belebte Innenstadt beherrschten. Im Polsky's hockten wir uns wie zwei hungrige Spatzen an die Theke im Untergeschoss und teilten uns einen Käsetoast. Dabei fühl-

ten wir uns fast ein bisschen so, als seien wir von zu Hause abgehauen.

Einmal stieg ich an der South Main in einen Bus und fuhr bis in die nahe gelegene Stadt Barberton. Busfahren, das kam mir fast schon subversiv vor. Für die meisten (weißen) Amerikaner aus den Vorstädten gehörte es sich einfach, pro Familie mindestens ein Auto zu besitzen. In unserer schönen neuen Welt fuhren nur »arme Leute« mit dem Bus. Wenn man am Stadtrand wohnte, konnte man auch nicht einfach zur nächsten Haltestelle gehen. Die war schlicht zu weit weg. Bis dahin hätte man sich auf alle Fälle fahren lassen müssen. Und wieso hätte man dann noch einen Bus nehmen sollen, wenn man sowieso schon im Auto saß? Der Fortschritt brachte unter anderem die Abkehr von öffentlichen Verkehrsmitteln mit sich. Die waren tot, zumindest fast.

Daher kam ich mir vor wie auf einer geheimen Mission, als ich die Leute beobachtete, die am Busbahnhof von Barberton unterwegs waren. Wie altmodisch das erschien, eine Ansammlung von Menschen an einem öffentlichen Ort. Als ich nach Akron zurückkehrte, glühte ich noch vor Aufregung; aber ich erzählte meinen Eltern nichts davon. Die wussten auch nichts von meinen Ausflügen in die Stadt. Allmählich hatte ich immer mehr Geheimnisse vor ihnen. Ich war nun fast fünfzehn, und meine eigene Welt nahm immer mehr Raum ein. Zwar hatte ich keine Pläne für die Zukunft, aber eins wusste ich: Ich wollte alles sehen und erleben. Die ganze Welt.

Für Downtown Akron mit seinen Kaufhäusern lief die Uhr ab; aber das war uns nicht bewusst. Akron war unsere Welt, die Innenstadt unser Spielplatz. So wie Nita von den alten Music-Hall-Songs begeistert war, war ich es von der Stadt. Meine Stadt. Mich kümmerte nicht, dass sie am Ende war, ich klammerte mich an ihr fest. Ich wollte ihren Glanz, ihre schwarz-weiße Ver-

gangenheit, ich wollte sie anfassen, fühlen. Dass sie schon so gut wie verlassen war, merkten wir kaum. Für uns war es eine immer noch lebendige Kindheitserinnerung, dass man uns schick angezogen hatte, wenn es zum Einkaufen in die Stadt ging.

Einkaufszentren und Discounter, Lagerhallen mit reduzierter Ware, die, von enorm großen Parkplatzflächen umgeben, nur über die Expressways zu erreichen waren, schnürten dem Herz der Stadt die Luft ab. Aber ich hielt Downtown die Treue; wie ein Gummireifen, der hoffnungslos durch eine ölige Pfütze städtischen Niedergangs hüpfte.

Als wir wieder einmal im Untergeschoss bei Polsky's saßen, machte sich ein Perverser an Nita heran, weil er wahrscheinlich ihre Lolita-mäßige Schönheit toll fand. Sie trug eins ihrer dünnen Feenkleider und Riemchensandalen. Er beugte sich zu ihr und flüsterte: »Mmmmm, was für süße Zehen. Wenn ich jetzt so täte, als wäre mir etwas runtergefallen, dann könnte ich mich bücken und sie küssen, und niemand würde das bemerken.« Wir wussten nicht ganz, was wir davon halten sollten, aber es war eine große Geschichte für uns, auf die wir immer wieder zu sprechen kamen.

Es gab noch einen anderen Innenstadt-Bewohner, den wir gelegentlich auf den Straßen sahen und der Coats genannt wurde, weil er sogar im Sommer sieben oder acht Mäntel übereinander trug. Abgesehen von Coats und dem Perversen kamen wir in der Innenstadt Mitte der Sechziger jedoch wenig mit anderen Menschen zusammen.

Eine erstickende Isolation erfasste Amerika. Nur die »beliebten Ziele«, wie es im Reiseführer hieß, die man wegen ihres blühenden Kulturlebens bewusst besuchte, waren wirklich noch lebendig. So etwas wie eine echte Innenstadt gab es vielleicht noch in Chicago, New York, Boston, Philadelphia, San Francis-

co oder Seattle. Doch durch Städte wie Akron fuhr seit dem Bau der Interstate Highways niemand mehr. Die Asphalt-Umgehungen machten einen Bogen um sie.

Akron war jetzt eine der zehntausend Städte, die in Metropolkomplexen aufgingen. Hier war finstere Alchemie am Werk. Das Motto lautete: »Jeder für sich.« Sogar die Veranden, die Vordertreppen, auf denen sich die Menschen früher mit ihren Nachbarn zusammengesetzt hatten, wurden bei den neuen Bungalows durch Terrassen hinter dem Haus ersetzt. Nun fuhr man sein Auto direkt in die Garage und ging von dort aus gleich ins Haus, ohne jemandem begegnen zu müssen. Jeder wollte Herr auf seiner eigenen Ponderosa sein.

In der Innenstadt gab es noch ein paar Nachtclubs wie das Black Cat – Jazzkeller, die ihre Blütezeit in den Fünfzigern erlebt hatten, allmählich aber ebenfalls verödeten. Mit der North Howard Street hatte Akron eine Jazz-Meile besessen. Alle großen Namen waren hier schon aufgetreten. Akron stand auf den Tourplänen. Die Künstler kamen mit dem Zug in die Stadt und übernachteten in einem der vielen Hotels auf der Main Street. Aber das war vorbei.

Meine Freunde und ich rannten über die stillgelegten Bahnsteige und versuchten uns vorzustellen, wie das gewesen war, wenn man »so wie früher« einen Zug nahm. Auch diese Zeiten schienen in den Sechzigern ewig lang zurückzuliegen. Letztlich verschwand der ausgemusterte Bahnhof mit seinen Gleisen ganz und gar, und all die Hotels schlossen.

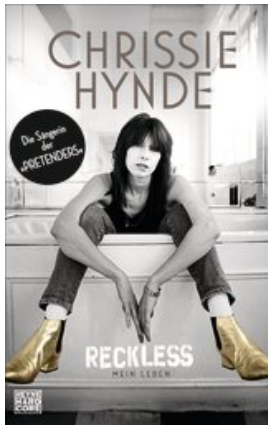
Nachdem mein Vater von Cleveland nach Akron versetzt worden war, dauerte es nicht lange, bis ihm die Telefongesellschaft einen neuen Posten gab – wieder in Cleveland. Dieses Mal beschloss er allerdings, uns nicht schon wieder umzusiedeln, son-

dern die sechzig Kilometer zu pendeln, so wie Millionen andere auch. Ein Mann, ein Auto.

In den Stoßzeiten kam der Verkehr regelmäßig zum Erliegen, und im Sommer war es brüllend heiß, im Winter eisig kalt. Die Autos versuchten den Elementen mithilfe von Neuerungen wie Winterreifen zu trotzen – was wieder gut für die Industrie in Akron war. Mir persönlich wäre es lieber gewesen, im Zug zu sitzen und Zeitung zu lesen, aber so lief das in Amerika nicht. Niemand wollte seine persönliche Sphäre mit anderen Menschen teilen – die, was Gott verhüten wollte, vielleicht nicht mal weiß waren. Zwar hätte es niemand offen zugegeben, aber Begegnungen von Schwarz und Weiß, in öffentlichen Räumen unumgänglich, wurden, vorsichtig formuliert, durchaus als kulturelles Problem betrachtet.

Daher musste jeder ein Auto besitzen und unterhalten. Dieses Konzept war der größte Betrug im Land von Freiheit und Abenteuer. Okay, zusammen mit dem, was die Tabak- und Alkoholindustrie uns einredete, um ihr Gift unter die Leute zu bringen und die ganze Nation in den Griff zu kriegen. Später kamen noch die Pharmazieunternehmen und die Waffenlobby dazu. Nicht zu vergessen die Massentierhaltung. Durch Werbung – sowohl offen wie auch versteckt – wurden wir mithilfe künstlich geweckter »Bedürfnisse« in Schach gehalten. Yep, wir schaufelten uns unser eigenes Grab. Da hatten wir gedacht, die Amish wären irgendwie absonderlich, indem sie an ihrem altmodischen Leben festhielten und sich vom Gang der Welt abwandten, aber im Lauf der Zeit wurde immer offensichtlicher, dass wir es waren, die nicht richtig tickten, die sich selbst zerstörten und alles in den Abgrund rissen, was mit uns in Kontakt kam.

In amerikanischen Haushalten war kein Platz mehr für die Großeltern, aber für Autos wurde im Zweifelsfall angebaut. Je-



Chrissie Hynde

Reckless
Mein Leben

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 416 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-453-27053-4

Heyne Hardcore

Erscheinungstermin: November 2015

Eine starke Frau

In ihrer ungewöhnlich ehrlichen Autobiografie schreibt Chrissie Hynde über ihre kleinstädtische Jugend in den Fünfzigerjahren, ihr musikalisches Coming-of-age in den Sechzigerjahren, das Kent-State-University-Massaker, dessen Zeuge sie wurde, die Siebzigerjahre-Punk-Ära in London, die mit der Gründung ihrer legendären Band The Pretenders endete. Mit mehreren Nummer-eins-Alben und -Singles stiegen die Pretenders zu einer der erfolgreichsten Bands der Achtzigerjahre auf. Die Band musste aber auch schwere Niederschläge einstecken, zwei Mitglieder starben an ihrer Drogensucht.

 [Der Titel im Katalog](#)